

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 58 (2002)
Heft: 4

Rubrik: "Akademiker-Deutsch"

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dass sich ein unerschöpflicher Schatz an deutscher Prosa auch in der Gegen-

wartssprache findet, dem entgeht etwas.

Quelle: «Deutsche Sprachwelt»

«Akademiker-Deutsch»

Wissenschafts-Chinesisch und Akademiker-Deutsch

Als philosophischer Laienbruder interessiere ich mich für Philosophie. Obwohl unser Leben kurz ist und es viele grosse und ausgezeichnete philosophische Werke gibt, greife ich doch gerne hin und wieder zu einer Biographie, einer Interpretation, einem Kommentar etc.

In der Meinung, die «Beck'sche Reihe Grosse Denker» sei für interessierte Laien gedacht, habe ich kürzlich beispielsweise Wolfgang Kerstings «Niccolò Machiavelli» durchgearbeitet: eine unsäglich mühsame Lektüre! (Einziger Lichtblick sind die Zitate aus Machiavellis Werken.) Mein Hauptvorwurf richtet sich gegen Kerstings umständliches «Wissenschafts-Chinesisch», mit dem er seine Leser behelligt.

Da ist der Philosophieprofessor allerdings in guter Gesellschaft. Er lebt und arbeitet vermutlich wie andere seiner Gattung unter einer universitären Glasglocke und hat jeglichen Bezug zu normalen Zweibeinern verloren. Fernab vom «gewöhnlichen Volk» philosophiert er in luftigen Höhen vor sich hin und plagt allenfalls mit seiner «Sprachgewalt» Studenten. Es scheint ein weitverbreitetes Übel zu sein, dass Philosophen nicht mehr deutsch schreiben können oder wollen und sich, vermutlich um Ein-

druck zu schinden, eines Stils befleissen, den ein «normaler» Mensch nicht versteht und nur mühsam begreift. Diese Herren residieren in ihren «Silbertürmen» und schreiben drauflos, ohne zu bedenken, dass noch nicht alle Leser durch das vermaledeite «Akademiker-Deutsch» verdorben worden sind.

Viele der modernen Philosophen kommen mir vor wie die Theologen im «Lob der Torheit» des Erasmus von Rotterdam (1466-1536), denen «eine Unzahl neu ersonnener Wörtchen und ungeheuerlicher Ausdrücke» zu Hilfe kommt und die sich erst dann als Theologen fühlen, «wenn sie ein recht hässliches Kauderwelsch reden». Plutarch (um 50–120 n. Chr.) meinte, die Seele offenbare «am deutlichsten durch Worte ihre Gesinnung»; Erasmus schrieb, die Sprache sei «der ehrlichste Spiegel der Seele», und die «modernen Stilisten» meinten, ein Meisterwerk zu vollbringen, «wenn sie in ihr Latein alle Augenblicke eine griechische Vokabel wie einen bunten Stickfaden einflechten, auch wo sie nicht hinpasst; und fehlt ihnen ein Fremdwort, so graben sie aus schimmligen Folianten ein paar veraltete Wörter aus und hoffen, damit dem Leser etwas vorzumachen».

Ich erinnere mich an eine Stelle bei Michel de Montaigne (1533–1592), der nach Francis Jeanson «immer die kon-

kretesten Ausdrücke bevorzugt, die in aller Munde und der täglichen Erfahrung am meisten angepasst sind», und der uns noch heute besonders auch deshalb unmittelbarer zu packen vermag als viele zeitgenössische Philosophen. Er schrieb in einem seiner Essays: «Es ist ungeheuerlich, wie die Dinge in unserem Jahrhundert so weit verkommen sind, dass der Name Philosophie sogar von verständigen Menschen bloss noch als Schall und Rauch empfunden wird, ja dass sie nicht nur nach der vorherrschenden Meinung, sondern tatsächlich keinerlei Wert und Nutzen mehr hat.»

Dass es auch anders geht, beweist z.B. Maurizio Viroli mit seinem Buch «Das Lächeln des Niccolò, Machiavelli und seine Zeit», Zürich, München 2000. (Viroli lehrt Politische Wissenschaften an der Universität Princeton.) Zu schweigen vom meisterhaften Essay im «Spiegel» vom 25. Dezember 2000 «Was wusste Gott?» des amerikanischen Astrophysikers George V. Coyne, der mit seiner einfachen Sprache dem Laien die kompliziertesten Zusammenhänge erklären kann.

Ich kämpfe gegenwärtig gegen dieses «Wissenschafts-Chinesisch» und «Akademiker-Deutsch», gegen Leute, die bloss für ihresgleichen reden und schreiben und von Aussenstehenden nicht verstanden werden (und die vermutlich oft sich selbst nicht mehr verstehen).

«Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge», schreibt Arthur Schopenhauer in «Über Schriftstellerei und Stil», und er empfiehlt, ein Autor sollte «sich vor nichts mehr hüten, als vor dem sichtbaren Bestreben, mehr

Geist zeigen zu wollen, als er hat». «Demgemäss ist Simplicität stets ein Merkmal, nicht allein der Wahrheit, sondern auch des Genies gewesen.»

Wenn diesen Schreibern Schopenhauer nicht als Wegweiser gilt, könnten sie ja die Alten als Ratgeber annehmen: Cicero z. B., der im «Orator» schreibt: «Jener Redner des einfachen Stils wird also, vorausgesetzt, dass er sich gewählt ausdrückt, bei der Bildung neuer Worte nicht kühn sein, bei übertragenen Wendungen zurückhaltend und sparsam auch bei altertümlichen, bei den übrigen Schmuckmitteln der Wörter wie der Sätze vorsichtiger.» Oder Quintilian, in dessen «Ausbildung des Redners» viel noch heute Bedenkenswertes steht, beispielsweise der höchste Vorzug einer Rede sei die Klarheit und «wir loben die Worte, die gut den Sachen entsprechen» u.a.m.

Eine neue Reihe, «SAPERÉ», in der bis jetzt Texte von Plutarch und Dion von Prusa (Dio Chrysostomus) erschienen sind, will sich an ein «interessiertes gebildetes Publikum» richten, das Wörter wie Konnotation, Relevanz (relevant = erheblich, wichtig: warum nicht Bedeutung?), Inkompatibilität (Unvereinbarkeit), Polyvalenz, diskursiv, rezipieren, paränetisch, konsistent, Makarismus, Parusie, Eisangelie, Iteration, Inkulturation usw. ohne weiteres in seinem Wortschatz führt und selbstverständlich die griechische und lateinische Sprache beherrscht. Band I über Plutarch geht auf ein interdisziplinäres Oberseminar zurück; das merkt der Laie, und er soll es wohl auch merken!

Jacob Burckhardt hat einmal gesagt: «Ich liebe das Wissenschaftliche, aber

nicht das Streng-Wissenschaftliche!» Burckhardt hat sich übrigens auch einmal über die Kirchenhistoriker mokiert und zu einem seiner Schüler gesagt, alle seien «pedantische Gelehrte und ungeniessbar in ihrem Stil».

In seiner Autobiographie «Mein Leben» schreibt Marcel Reich-Ranicki ebenso treffend wie schön: «Und die Universitätsprofessoren? Viele Germanisten schrieben damals einen Jargon, den sie für wissenschaftlich hielten, obwohl er eher auf Pseudowissenschaft schliessen liess. Ihre Arbeiten, voll von Fremdwörtern und Fachausdrücken, deren Not-

wendigkeit in der Regel nicht einleuchtete, waren für die meisten Leser unverständlich. Überdies hatten ihre Manuskripte bisweilen einen penetranten, einen abstoßenden Geruch: den Kreidegeruch der Seminarräume.»

Wer die jetzt lebenden Pseudowissenschaftler nicht mehr verträgt, kehre gestrost zu Plutarch zurück und erhole sich bei der Lektüre des köstlichen Diogenes-Bändchens «Von der Heiterkeit der Seele» oder des Vortrags von Jacob Burckhardt «Über den Wert des Dio Chrysostomus für die Kenntnis seiner Zeit».

Ernst Ziegler

SVDS

Schliessung der Sprachauskunft des SVDS am Deutschen Seminar der Universität Basel

Die angespannte finanzielle Situation des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache (SVDS) hat leider dazu geführt, dass der SVDS im gegenseitigen Einvernehmen mit dem Deutschen Seminar der Universität Basel seine Sprachauskunft per 30. Juni 2002 schliessen musste. Die Strategie, die Lohn- und Präsenzkosten für die telefonischen Sprachauskünfte mit Erträgen aus Textüberarbeitungen zu einem grossen Teil finanzieren zu können, ist gescheitert. In den fünf Jahren ihres Bestehens an der Universität Basel erhielt die Sprachauskunft nur einmal einen namhaften Lektoratsauftrag. Die Spenden, welche die jeweiligen Defizite in der Jahresrech-

nung hätten ausgleichen sollen, flossen leider ebenfalls zu spärlich. Beiträge der öffentlichen Hand fehlten beinahe gänzlich, obwohl das Bundesamt für Kultur die Aktivitäten des SVDS ausdrücklich begrüsst.

Ich danke an dieser Stelle der Leiterin unserer Sprachauskunft, Frau Karin Müller, für Ihre kompetente und engagierte Arbeit und Herrn Prof. Heinrich Löffler für den Mut, an «seinem» Deutschen Seminar eine Sprachauskunft einzurichten. Auch wenn die fünfjährige Arbeit nun nicht zu dem erhofften Ergebnis geführt hat, war unser Engagement trotzdem eine sinnvolle Investition.

Der Vorstand des SVDS möchte auch in Zukunft mit einer eigenen Sprachauskunft zur Förderung der Sprachkompetenz in unserem Land beitragen. Des-